

## Ursprung und Zustrom (II)

### Stilkritische Beiträge zum Kontinuitätsproblem in der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands

Von

Heinrich B e c h t e l - München

4. Redete das Gewerbe eine auch nicht immer leicht verständliche Sprache in seinen künstlerischen Ausdrucksformen, so erhielten wir dadurch doch einen guten Einblick in das Spannungsverhältnis zwischen Ursprung und Zustrom, zugleich Aufschlüsse über den Zusammenhang zwischen äußerer Betätigung und innerer Einstellung der Meisterkünstler. Wesentlich wortkarger ist, wie schon oben angedeutet, wegen seiner Quellenarmut, auch wegen der Dürftigkeit der Sachüberlieferung die Geschichte der Landwirtschaft beim Übergang vom germanischen Altertum zum Mittelalter. Die Sachüberlieferung berichtet unmittelbar nur von der Art der Feldfrüchte, hier und da von den Siedlungen und gelegentlich mittelbar von der Feldarbeit. Vieles dagegen muß durch rückschreitendes Verfahren aus späteren Quellen — z. B. aus den *Leges Barbarorum*, den Kapitularien u. a. — geschlossen werden. Die sich dabei ergebenden Unsicherheiten sind um so bedauerlicher, als die Landwirtschaft das Hauptbetätigungsgebiet in der damaligen Wirtschaft der Germanen war. Zwar kennen wir den Ursprung der landwirtschaftlichen Betriebsverhältnisse und der frühgermanischen Dorfgemeinschafts- und -wirtschaftsordnung einigermaßen, um Veränderungen in unsrer Epoche feststellen zu können, aber doch nicht genau genug, um die jetzt entscheidenden Fragen des Übergangs von der wilden Feldgraswirtschaft zur Dreifelderwirtschaft und der Einführung des Einzel Eigentums an der Feldflur einwandfrei zu beantworten.

Man könnte allerdings diese Bedenken leicht beiseite schieben und auf das Wort Werner Wittichs verweisen, wonach die Agrargeschichte Deutschlands „bis zur Höhe des Mittelalters nicht eine Geschichte der Landwirtschaft in ihrer ökonomischen und technologischen Entfaltung und ihres Einflusses auf die landwirtschaftlich tätigen Menschen, sondern eine Geschichte der politischen und sozialen äußeren Bedingungen

ist, unter denen die Landwirtschaft betrieben wurde<sup>46</sup>. Es wurde wirklich die mittelalterliche Agrargeschichte, wie kurz nachzuweisen sein wird, von der Auflösung überkommener Dorfgemeinschafts- und -wirtschaftsordnungen und deren Überführung in neue Lebensformen beeinflusst. Hierbei wirkten die Verbreitung der grundherrschaftlichen Einrichtungen und ihre Durchbildung entscheidend mit. Daneben verlieren die betriebstechnischen Änderungen und der Zustrom fremden Erfahrungsgutes an Bedeutung.

Bei diesen und den folgenden Urteilen über die Landwirtschaft Deutschlands in der Vor- und Frühgeschichte<sup>47</sup> geht es leider ohne Vereinfachungen nicht ab und die wenigen sicheren Unterlagen müssen in unsrer Vorstellung zu einem allgemeinen Bild mit einigen großen Hauptlinien zusammengestrichen werden, ohne daß auf die landschaftlich bedingten Verschiedenheiten Rücksicht genommen werden kann. Danach ergeben sich als die wesentlichen Bestandteile der Erbschaft, mit der die Germanen um Christi Geburt in eine neue Epoche ihrer Agrargeschichte eintraten, folgende: eine durchgegliederte Dorfgemeinschaftsordnung, der eine ebenso gut gefügte Dorfwirtschaftsordnung entsprach. Der einzelne ging für seine Person darin so völlig auf, daß ein Leben außerhalb jener Gemeinschaftsgebilde nicht denkbar war. Trotzdem zwang das Gemeinschaftsleben in Familien, Sippen und Stämmen, dem die wirtschaftliche Siedlungsgemeinschaft in Dörfern und Markgenossenschaften entsprach, nicht zu einem willen- und unterschiedslosen Dasein. Vielmehr blieb genügend Raum für ein Eigenleben, wie die Kulturäußerungen dartun, und für einen gegliederten politischen Körper, wie die großen Landnahmen des letzten Jahrtausends v. Chr. im mitteleuropäischen Raum beweisen; Führer und Gefolgsleute bei diesen Unternehmungen lassen sich noch bis in die Grabfunde unterscheiden<sup>48</sup>.

<sup>46</sup> Werner Wittich, *Epochen der deutschen Agrargeschichte*, i. Grdr. d. Sozialök. VII, Tübingen 1922, 12.

<sup>47</sup> Vgl. meine zusammenfassende Darstellung in den oben (Anm. 6) genannten Abhandlungen zur Vor- und Frühgeschichte der deutschen Wirtschaft. — Ferner Georg v. Below, *Geschichte der deutschen Landwirtschaft des Mittelalters in ihren Grundzügen*, hrsgb. (und durch Anmerkungen auf den neueren Stand gebracht) von Friedrich Lütge, Jena 1937, 2. — H. Wopfner, *Agrargeschichte (Mittelalter)*, Art. i. Hdw. d. Staatsw. I<sup>3</sup>, 188 ff. — Zum Folgenden außerdem Karl Lamprecht/Georg v. Below, *Geschichte des Grundbesitzes*, Art. i. Hdw. d. Staatsw., Erg.-Bd., Jena 1929, 434 ff. — Rudolf Kötzschke, *Bauer, Bauerngut und Bauernstand*, Art. i. Hdw. d. Staatsw. II<sup>4</sup>, 366 ff. — Ders., *Allgemeine Wirtschaftsgeschichte*, Jena 1924, 61 ff.

<sup>48</sup> Über die Sonderstellung des Herrenstandes in taciteischer Zeit neuerdings zutreffend: Heinrich Dannenberg, *Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen, Grundlagen der deutschen Verfassungsentwicklung*, i. Hist. Jhb. LXI, 1941, 7 ff. mit scharfer Kritik an der bisherigen rechtshistorischen Auffassung, wie sie z. B. F. Genzmer (i. Germ. Altert.kde.) und C. v. Schwerin (*Grundzüge d. dtsh. Rechtsgeschichte*) vertraten.

Der Zusammenfassung und Ausgliederung in Lebensgemeinschaften entsprach die Wirtschaftsordnung. Sie steht scharf umrissen vor unserm geistigen Auge in dem Gerüst von Ordnungshilfen zum Betriebe der Landwirtschaft: in der Aufgliederung des dörflichen Ackerlandes in Gewanne und dem damit untrennbar verbundenen Flurzwang, dem sich jeder Dorfgenosse unterwerfen mußte. Trotzdem bestand auch im Wirtschaftskreis die Möglichkeit zu persönlicher Eigentätigkeit in Haus und Hof.

Über die frühere verfehlte Annahme eines Nomadentums in der germanischen Urzeit sind wir heute hinaus. Wir wissen, daß die zu einer Landnahme angetretenen Stammesteile alsbald wieder zum Landesausbau, d. h. zur Rodung, Kultivierung und zum Anbau der Felder übergingen. Das geschah um so leichter, als jeweils für die ersten Dorfsiedlungen die Auenlandschaften in Anspruch genommen wurden.

Über das Verhältnis von Viehzucht und Felderanbau lassen sich keine genaueren Feststellungen treffen. Es wechselte nach den landschaftlichen Gegebenheiten und dementsprechenden Zweckmäßigkeits-erwägungen. Im allgemeinen nahm der Anbau von Feldern im Laufe der Zeit zu. Die Verwendung des Pfluges ist schon für das Ende der Steinzeit nachgewiesen, wenn es auch vorerst nur ein von Menschen geschobener hölzerner Hakenpflug war. Aber schon in der Bronzezeit war der von Rindern gezogene Räderpflug in Gebrauch und aus dem letzten vorchristlichen Jahrtausend ist die Verwendung des schneidenden und schollenwendenden Pfluges mit eiserner gekrümmter Schar bekannt, also bereits in einer Zeit, in der sich die Römer noch des Sohlenpfluges mit Scheibenrädern bedienten. Auch die Egge kannten die Germanen damals schon.

Die große Mannigfaltigkeit der Feldfrüchte ist durch die Sachüberlieferung nachgewiesen. Der älteste Weizen begegnet uns schon in jungsteinzeitlichen Funden am Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. bauten die Germanen außer mehreren Weizensorten und Spelzarten Hirse, Gerste, Roggen und Hafer an und zogen in Feldgärten von Gemüse: Erbsen, Bohnen, Rüben, Möhren, Lauch, außerdem von Nutzpflanzen: die Färberpflanze Waid, den Hanf und Flachs, zur Ölgewinnung Mohn. Die Germanen waren also zu einer Intensivierung der Landwirtschaft schon lange vor ihrer Begegnung mit den Römern fortgeschritten. Von diesen lernten sie einige feinere Küchengewächse zusätzlich kennen: Kohl, Gurke und Zwiebel. Gleichsam als Gegengeschenk vermittelten sie ihnen den in Italien unbekanntem Anbau von Hafer und Roggen. Auch die Pflege der Obstbäume, wenigstens des Apfelbaumes, war den Germanen nicht fremd und sie brauchten ihre Erfahrungen nur durch Übernahme einiger feinerer Obstsorten, die ihnen die Römer brachten, zu ergänzen.

Völlig neu war vielleicht für die Germanen die Zucht der Weinrebe, die aus Südfrankreich durch das Garonnetal bis zum Rhein und der Mosel vordrang.

Schon angesichts der Reichhaltigkeit an Kulturgewächsen muß man bezweifeln, daß die Germanen noch während ihrer ganzen Frühgeschichte an der wilden Feldgraswirtschaft festgehalten haben. Auch hatten sie ja bereits, wie wir bei Tacitus lesen, Erfahrungen in der Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit durch Düngung (Mergeln) erworben. Wenn auch die Beweislücke noch nicht geschlossen werden kann, liegt es nahe anzunehmen, daß die Germanen bereits in vorchristlicher Zeit zur geregelten Feldgraswirtschaft, also zu einem regelmäßigen Wechsel zwischen brach liegenden, für die Weide benutzten und durch den Weidegang gedüngten Flächen und Äckern übergingen, ja, womöglich hier und da bereits zu einer Art Dreifelderwirtschaft gelangten. Ist diese auch erst am Ende der Völkerwanderungszeit sicher verbürgt<sup>49</sup>, so muß sie damals doch schon eine — vielleicht jahrhundertelange — Vorbereitungszeit hinter sich gehabt haben. Dafür spricht mit hoher Wahrscheinlichkeit auch der Übergang des Ackerlandes aus der gemeinschaftlichen Verfügung, dem gewere, in Sondereigentum. Dieser Übergang hat nach neuerer Auffassung bereits vor der Völkerwanderung begonnen. Mit überraschender Selbstverständlichkeit sprechen die Volksrechte seit dem 6. und 7. Jahrhundert vom Einzeleigentum am Kulturboden, wie auch am Wald. Persönliche Eigentumsansprüche hatten also nicht nur in ehemalige Gemeinnutzungen, sondern auch in den Gemeinbesitz eingegriffen.

Bei allen diesen einschneidenden Umwälzungen mögen die letzten großen Landnahmen der Wanderungszeit seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. Geb. auflockernd, belebend und beschleunigend mitgewirkt haben, besonders auf dem neumutterländischen Boden der Alamannen und Bajuwaren; aber die Wurzeln reichten weiter zurück. Der erste Anstoß wird von der als schwere Bedrückung empfundenen Nahrungsenge ausgegangen sein; sie hatte auch zur emelioratio, zu den Bemühungen um eine verbesserte Schollenausnutzung angetrieben.

Der Übergang zur Dreifelderwirtschaft ging also Hand in Hand mit dem Verlangen nach der Festigung des persönlichen Eigentumsanspruchs an der Ackerflur. Denn wer mehr und besser arbeitete, wollte auch den höheren Ertrag für sich einheimsen. Der Übergang zum Einzelbesitz entzog also nicht nur die Ackerflur der gemeinsamen Verfü-

---

<sup>49</sup> Vgl. Below / Lütge, a. a. O. 41. — Die Behauptung von Robert Holtzmann (Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, München 1941, 23), „der Übergang von der rohen Feldgraswirtschaft zur Dreifelderwirtschaft mit einem genossenschaftlich geregelten, ziemlich strengen Flurzwang habe sich in der fränkischen Zeit an die Grundherrschaften geknüpft“, ist in dieser Form unhaltbar, auch nicht bewiesen.

gung durch die Dorfgewossen, sondern drängte zugleich zur Lockerung, wenn auch nicht zur sofortigen Aufhebung des vorher streng beobachteten Flurzwangs. Jedoch blieb die Gemengelage der Äcker in den verschiedenen Gewannen unverändert und auch das Gemeinschaftsleben in den Dörfern behielt seine verbindende Kraft. Trotzdem konnten die Besitzunterschiede von nun an leichter zunehmen. Der tüchtige Wirt hatte zudem die Möglichkeit, seine Ackerflur durch Rodung in der Allmende, durch den sogenannten Bifang, das mit einem Zaun gegen das Wild eingehetzte Rodeland, zu erweitern. Einzeleigentum stand nun neben Gemeineigentum und „der Freie war im Vergleich zu früher wirtschaftlich etwas freier geworden“.

War durch diese Vorgänge die Dorfwirtschaftsordnung erheblich gelockert worden, so trat eine grundsätzliche Veränderung in der sozialen Stellung der Bauern erst durch das breite Umsichgreifen der Grundherrschaft ein. Aber dieser neue Abschnitt der Agrargeschichte begann erst recht eigentlich in der Merowingerzeit und bestimmte dann entscheidend das bäuerliche Leben seit der Karolingerzeit. Die damit verbundenen Änderungen bleiben jedoch wegen unsrer anders gerichteten Fragestellung hier außer Betracht. Wir wollen nur nicht übersehen, daß mit der Verbreitung der Grundherrschaft keine Zeit der Großgutsbetriebe begann, also die römische Latifundienwirtschaft aus dem Rheinland und den Donauprovinzen in Deutschland keine Nachfolge fand.

Abschließend sei noch auf eine für den Übergang der germanischen Landwirtschaft vom Altertum zum Mittelalter wichtige Erscheinung, die Auflösung der Markgenossenschaften, hingewiesen. Ihnen war als Letztes die Obsorge für den Gemeinschaftsbesitz geblieben. Die Möglichkeit des Bifangs und des Rodens bei der Filiierung von Dörfern bedrohte das Gemeineigentum am Walde. Waren solche Einbußen schließlich auch nicht zu verhindern, so sollte wenigstens die Gemeinnutzung am Walde (Eichelmast, Holzschlag, Jagd) gesichert werden. In der Wanderungszeit griffen deshalb die Markgenossenschaften in das Niemandsland, die *res nullius*, aus. Seit der fränkischen Zeit trafen sie hier aber auf den Wettbewerb des Königs, der — zum erstenmal in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts — bestimmte Waldgebiete zu Bannforsten erklärte und solche Einforestierungen seit dem 8. Jahrhundert in verstärktem Maße fortsetzte<sup>50</sup>.

Hierin zeigen sich wie beim Vordringen der Grundherrschaft deutlich die von W. Wittich gemeinten politischen Einwirkungen auf die frühmittelalterlichen Agrarzustände Deutschlands. Trotz der einschneidenden Veränderungen, die durch die Auflösung der Markgenossen-

<sup>50</sup> Vgl. M. Endres, Forsten (Bedeutung, Größe und Geschichte), Art. i. Hdw. d. Staatsw. IV <sup>4</sup>, 248.

schaften bis zu ihrem fast völligen Zurücktreten und durch die Lockerung der Dorfwirtschaftsordnung eintraten, trotz der Umgestaltung der bäuerlichen Sozialverhältnisse durch grundherrschaftliche Einrichtungen und schließlich trotz der betriebstechnischen Neuerungen erhielt sich dennoch viel von der Eigenart germanischer Überlieferung. Daneben erscheint das, was die Germanen von den Römern in der Landwirtschaft übernommen haben, recht unbedeutend. Nur die Zucht der Weinrebe war eine wirkliche Bereicherung größeren Ausmaßes. Es hat — nimmt man alles zusammen — den Anschein, als ob in der Landwirtschaft die Römer von den Germanen haben lernen können.



5. Bei der Kritik, die an der bisherigen Behandlung des Kontinuitätsproblems schon zu Beginn unsrer Betrachtungen geübt wurde, kam zum Ausdruck, daß es notwendig sei, sich über die räumliche Tiefe des Eindringens römischer Kultur nach Innergermanien eine Vorstellung zu verschaffen, wenn man zu einer gerechten Abwägung des Verhältnisses von Ursprung und Zustrom in der Wirtschaftsgeschichte Deutschlands kommen will. Dazu wird eine Überprüfung der Verkehrsbeziehungen und Austauschverhältnisse zwischen Römern und Germanen wesentlich beitragen.

In den provinziellen Grenzräumen konnte die ansässige Bevölkerung nicht nur, wie wir sahen, römisches Gewerbe kennen lernen, und, wenn sie wollte, römische Plastiken und Steinbauten bewundern, sondern überhaupt die reichhaltige Bedarfsdeckung der Besatzungsarmee<sup>51</sup> und Zivilverwaltung anstaunen, die alles Gewohnte und Bekannte überstieg. Ob die Germanen sich aber dadurch so bald aus ihrer sicheren Selbstgenügsamkeit aufstören ließen, ist eine andre Frage. Denn sie übernahmen ja, wie wir jetzt wissen, nur wenig vom gewerblichen Können der Römer, nichts zunächst von ihrer Bauart, ebensowenig von ihrer städtischen Siedlungsweise; und in der Landwirtschaft war überhaupt so gut wie nichts zu lernen. Dagegen waren sie eifrige Schüler in der Annahme neuer Handelsgewohnheiten und -einrichtungen. Aber derlei lernten sie nicht nur durch die Römer, sondern mindestens ebenso sehr, vielleicht sogar noch mehr durch die aus dem Südosten kommenden Fremdhändler kennen. Um die Stärke dieses Zustroms abschätzen

<sup>51</sup> Die Vielfältigkeit der Bedarfsdeckung für das römische Heer beleuchtet die Diokletianische Taxordnung von 301. Besonders auffallend ist dort die Mannigfaltigkeit der Textilien — über 200 Nummern der Taxordnung — und der sonstigen Ausrüstung, sowie der Angaben über die Nahrungsmittel. Die Taxordnung wurde für die von Diokletian unmittelbar regierten westlichen Provinzen erlassen. (Karl Bücher, Die diokletianische Taxordnung vom Jahre 301, i. Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte, Tübingen 1922) — Das. (189) der Hinweis auf die „venditores emptoraeque, quibus consuetudo est adire portus et peregrinas obire provincias“.

zu können, erkundigen wir uns auch hier zuerst nach dem überlieferten ökonomischen Raum für den Handel der Germanen vor ihrer Begegnung mit dem Süden.

Ziehen wir wieder zunächst die beiden letzten vorchristlichen Jahrtausende in Betracht, so betreten wir den für Schlußfolgerungen auf den Handel etwas schwankenden Boden der Sachüberlieferung<sup>52</sup>. Denn während für das Gewerbe und die Landwirtschaft die Sachüberlieferung feste Tatsachen vermittelt, ist das Urteil über den Gütertausch bei Verwendung derselben Quellengrundlage weitgehend von willkürlichen Deutungen beeinflusst. Der auffallende Umstand, daß Bronzeerzeugnisse über ganz Deutschland verteilt gefunden worden sind, obwohl es nur wenige Fundstätten für Kupfererze in Süd- und Mitteldeutschland und Skandinavien gab, zwingt zu der Schlußfolgerung, es müsse schon damals ein regelmäßiger, nicht nur gelegentlicher Gütertausch bestanden haben. Jedoch selbst wenn wir einen irgendwie gearteten Vertrieb von Bronze als Rohstoff, Halbzeug oder Fertigware über größere Entfernungen vom Erzeugungsort anerkennen müssen — mitteldeutsche Bronze z. B. gelangte, falls die jetzt angezweifelten Analysen stimmen sollten, sogar bis nach Italien<sup>53</sup> — so braucht dabei noch keineswegs ein regelrechter Handel mitgewirkt zu haben. Man könnte statt dessen etwa an einen Stammesaustausch, ein unmittelbares Von-Hand-zu-Hand-Geben denken. Für einen Handel war damals wohl noch kein Tauschvermittler vorhanden, es sei denn, daß das überall am Ende der Bronzezeit in größerer Menge auftauchende unverarbeitete und verarbeitete pure Gold dazu gedient hat, was nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Auch könnte die Bronze im Austausch gegen Naturalgüter erworben worden sein. Dem widerspricht aber die manchmal sehr große Entfernung zwischen Gewinnungs- und Fundort der Bronzen. Wir erhalten also noch keine Antwort auf unsre Frage nach einem bronzezeitlichen Binnenhandel. Der Gelegenheitstausch im Fremdverkehr mit römischen Wanderhändlern, die von der Ostseeküste Bernstein holten, hatte in jener Zeit keine maßgebliche Bedeutung.

In den letzten vorchristlichen Jahrhunderten mehren sich die Anzeichen für einen Austausch von allerlei Rohstoffen im germanischen Raum. Voran stand das Salz, das mit dem Rückgang der Viehzucht und dem Übergang zu einem vermehrten Körnerfruchtverzehr bei der menschlichen Ernährung in zunehmendem Maße gebraucht wurde. So

<sup>52</sup> Auch hier verweise ich für Einzelheiten auf mein oben (Anm. 8) genanntes Buch.

<sup>53</sup> Vgl. die Schrifttumsangabe in Anm. 19. — Zur Kritik an Witters Thesen, die sich auf seine metallurgischen Analysen gründen, vgl. W. A. v. Brunn, Metallfunde aus Sachsen, i. Prähist. Ztschr. XXXIV/V, 1950, 255 ff. — Das. eine Zusammenstellung der zahlreichen Veröffentlichungen W. Witters und seiner Mitarbeiter.

erklärt sich z. B. der ziemlich weite Absatzkreis des Salzes aus dem Salzkammergut. Neben Salz scheint das Eisen in Barrenform (lang ausgezogene spitze Doppelpyramiden) in den Verkehr gekommen zu sein. In den keltischen Oppida sind anscheinend bereits Märkte abgehalten worden. Die auffallendste Erscheinung in der Latènezeit ist wohl die Wandlung des bisherigen Gütertausches zum Handel. Nicht allein durch diesen Übergang hervorgerufen, sondern ihm parallel verlaufend verbreitete sich das erste Münzgold in Deutschland<sup>54</sup>. Am frühesten — seit dem 4. Jahrhundert v. Chr. — wurden im Latènegebiet nach makedonischem Vorbild die Philipposstatere aus reinem Dukatengold geprägt;; wenig später traten dazu in Bayern und Schwaben die sogenannten Regenbogenschüsselchen aus Elektron, stark silberhaltigem Gold, und die ebenfalls in großer Zahl geprägten Muschelmünzen der Bojer. Jede dieser Münzgattungen hatte ein Hauptverbreitungsgebiet in Süddeutschland, alle aber reichten mit Ausstrahlungen bis nach Mittel- und Norddeutschland hinauf. Entscheidend für den Handel waren jedoch nicht die genannten ersten Großgoldmünzen, sondern die ihnen sich seit etwa dem 2. Jahrh. v. Chr. anschließenden kleineren Werte, die Halb-, Viertel-, Achtel- und Vierundzwanzigstelstücke der Großmünzen. Erst diese gestatteten die Bezahlung auch kleinerer Gütermengen mit Münzgold<sup>55</sup>).

Im frühgeschichtlichen Handel zeigt sich wieder der schon früher hervorgehobene Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland. In Norddeutschland brauchte man einen Austausch höchstens zur Deckung gelegentlich auftretender Bedarfslücken, vielleicht auch schon zum Ausgleich zwischen Mangel- und Überschußgebieten an Nahrungsmitteln und schließlich noch zum Erwerb unentbehrlicher Rohstoffe (Eisen, Salz und dergleichen). Die Größe des Bedarfs war aber gering, weil man selbstgenügsam von der Landwirtschaft lebte. In Norddeutschland sind deshalb auch noch in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Geb. Münzfunde verhältnismäßig selten. Je näher dem Süden Deutschlands aber, um so aufgelockerter war die Lebenshaltung, um so vielfältiger die Bedarfsdeckung, um so stärker die Verbreitung von Münzgold. Das begünstigte den Gütertausch schon in der Latènezeit. Nur darf man nicht gleich an einen lebhaften Handel trotz der Aufgeschlossenheit der Kelten für eine verfeinerte Zivilisation denken. Das grämliche Wort Caesars (bell. gall. IV, 1<sup>3</sup>), die Germanen zeigten im Grunde genommen gar kein Verlangen nach römischer Wareneinfuhr, beleuchtet die Sach-

<sup>54</sup> S. oben Anm. 35 — Aufschlußreich der Versuch von Adolf Schahl, Münzgeschichte als Stilgeschichte, i. Welt als Gesch. IX, 1943, 103.

<sup>55</sup> Abbildungen i. Kurt Lange, Münzkunst des Mittelalters, Leipzig 1942, 49. — Über Einzelheiten dieses frühen Geldes und seines Einflusses auf den Handel unter Verwendung des neueren Schrifttums zu berichten, behalte ich mir an anderer Stelle vor.



lage. Die römischen Kaufleute waren offenbar enttäuscht, bei den Germanen eine so einfache Lebenshaltung vorzufinden, daß sie mit ihren Zivilisationsgütern keine Geschäfte machen konnten. Und daran dürfte sich, wenn wir zwischen den Zeilen der *Germania* des Tacitus lesen, auch bis zu seiner Zeit wenig geändert haben. Die sonst mit dem Fernhandel im Einfuhrland meistens auftretende Bedürfniserweiterung ist demnach bei den Reisen der römischen Kaufleute, auch als sie vom Unterrhein über See Norddeutschland an Ems und Weser aufsuchten, ausgeblieben.

So wird der Blick, der nach weiterreichenden Handelsbeziehungen in den ersten Jahrhunderten n. Chr. Geb. Ausschau hält, immer wieder von Süddeutschland angezogen. Hier lagen zweifellos für Jahrhunderte die Möglichkeiten für fremdhändlerischen Zustrom, der neue Handelsgewohnheiten und -beziehungen mit sich brachte. Dort erweiterte sich sowohl der ökonomische wie der geographische Raum für den Handel. Der ökonomische Raum für den Handel dehnte sich im 2. Jahrh. n. Chr. vornehmlich durch die Vermehrung und Verstärkung der Donaugarnisonen und die hier dem Zivilleben näher angepaßte Anlage der *Castra* mit ihren ausgedehnten *canabae*, sodann auch durch die vordringende Barbarisierung des Heeres und der Zivilverwaltung. Vermutlich hat sich die Besatzungsarmee überwiegend aus dem Lande zu ernähren versucht. Darauf deutet die Straßenkarte<sup>56</sup> hin, die neben den vorwiegend militärisch bedingten, von Süden nach Norden verlaufenden Nachschubstraßen viele westöstlich ziehende Querverbindungen aufweist. Gewiß sollten diese vor allem ein schnelles Herüberwerfen von Truppen aus dem Westen bis nach dem gefährdeten Pannonien ermöglichen, aber die Verflechtung mit vielen Nebenstraßen zeigt, daß das Wegenetz der Donauprovinzen, des Durchgangslandes zwischen Gallien und dem Schwarzen Meer, vorzüglich dem Binnenhandel in Rätien und Noricum dienen konnte. Der ökonomische und geographische Raum des Handels hatte sich gleicherweise erweitert.

Konnte der Handel im Rhein- und Moseltal sich neben den Landstraßen gut der Wasserstraßen bedienen, so war er im Donaugebiet hauptsächlich auf den Landverkehr angewiesen. Die Spuren der von den Römern vorzüglich gebauten Straßen auf bis zu 12 m breiten Dämmen sind noch heute im Gelände zu erkennen. Die *Via Claudia Augusta*, von Drusus angelegt, verband Oberitalien (*Poebene*) über Reschenscheideck mit Rätien und führte nach *Augusta Vindelicorum* und weiter bis zur Donau. Die Verbindung über den Brenner wurde erst um 200 ausgebaut

<sup>56</sup> Abdruck bei F. Wagner, a. a. O. — Das. (22) über die Straße durch das Remstal, „einer internationalen Strecke, von der Aurelius Victor sagt, daß man auf ihr leicht vom Schwarzen Meer nach Gallien reisen könne“. — Vgl. auch F. Kaphahn, a. a. O. 11, 15.

und stellte die *Via Claudia Augusta* bald in den Schatten. Südlich bis Verona reichend führte sie nördlich der Alpen ebenfalls bis *Augusta Vindelicorum* und mit einer Abzweigung bei *Veldidena* (Wilten bei Innsbruck) bis *Regina Castra*. Eine Querverbindung von Bregenz nach dem heutigen Oberbayern gewann im Westen den Anschluß an die Rheinstraßen; eine andere wichtige Querstraße verband *Augusta Vindelicorum* mit *Juvavum* (Salzburg).

Die begehrtesten Massenfrachtgüter auf den Landstraßen dürften Rohstoffe, und zwar Salz aus dem Salzkammergut, norisches Eisen, das die Römer sehr schätzten, und Kupfer aus der Salzburger Gegend gewesen sein. Als Gegenware kamen aus Italien Fertigwaren für das Heer und hochwertige, aber geringlastige Tauschgüter. Über die Donau hinüber hat der römische Handel nur selten Fühler vorgestreckt. Denn erstens war dort Salz, Eisen und Kupfer in ausreichender Menge vorhanden und römische Einfuhr verlangte, wie gesagt, der Germane nicht. Auch der gelegentliche Absatz italienischer Einzelstücke aus Bronze und Silber an germanische Fürsten konnte einem tieferen Eindringen römischer Kultur nicht den Weg bereiten. In Binnengermanien blieb sogar bis zum Beginn der Völkerwanderung der ökonomische Raum für den eigenen Tauschverkehr beschränkt. Wahrscheinlich hatte sich seine Warenliste von Metallen und Salz auf Getreide und Schlachtvieh und den Umsatz von Flachs, Hanf und Farbstoffen ausgedehnt; aber dies alles ließ sich innerhalb kleinerer Landschaftsräume freundschaftlich austauschen.

Der binnengermanische Güterverkehr erweiterte sich erst merklich in der Wanderungszeit, als die Kenntnis fremder Länder und Schätze in vorher nie erlebter Schnelligkeit und Ausdehnung zunahm. Auf dem Donauweg gelangten seit dem 4. Jahrh. Fremdhändler mit Seltenheitsgütern von den ostgotischen Siedlungsplätzen am Schwarzen Meer, den westgotischen an der unteren Donau und von Byzanz nach Süd- und Westdeutschland<sup>57</sup>. Die fremden Einfuhrhändler waren anfangs vor-

<sup>57</sup> Um seine These von der Katastrophe, die angeblich durch die von den Arabern herbeigeführte Mittelmeersperre für die westeuropäische Wirtschaft entstand (Geburt des Abendlandes 192), zu stützen, bestreitet H. Pirenne (Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter, Bern o. J. [1950?], 10), „daß das Donautal das Mittelmeer in seiner Bedeutung als große Verkehrsader zwischen Orient und Okzident ersetzte. Tatsächlich hätte das eintreten können, doch die Donau wurde zunächst durch die Avaren und bald darauf durch die Ungarn versperrt. Die Texte berichten uns nur von Kähnen, die mit Salz beladen von den Salinen Salzburgs herkommen“. Hier irrt Pirenne. Denn „aus der Lebensbeschreibung des heiligen Severin (aus dem Anfang des 6. Jahrh.), welche Zustände Noricums im 5. Jahrh. schildert, erfahren wir nicht nur, daß Handelsschiffe den Inn herab zur Donau kamen, sondern überdies geradezu, die Bewohner der Stadt Passau hätten Severin ersucht, er möge bei dem Rugierkönig Feba vermitteln, daß der Handel nach dem Osten wieder in Gang komme“ (A. Dopsch, Kontinuitätsproblem, i. Beitr. II, 268). Dopsch (Frühmittelalter-

wiegend Griechen, Syrer und Juden, die etwa dieselben Handelsgewohnheiten pflegten wie die Römer.

In Byzanz lag seit der kriegerischen Bedrohung des östlichen Mittelmeerbeckens die große Umschlagstelle für kleinasiatische und Orientwaren. Dort wurde der Handel in rücksichtsloser Ausnutzung aller Gewinnmöglichkeiten zum einbringlichen Kronmonopol ausgebaut. Byzantinische Einfuhrwaren gingen bald nicht mehr nur in die kelto-germanischen Städte Süd- und Westdeutschlands, sondern auch vom nördlichen Donauscheitel über das Siedlungsgebiet der Rugier nach Nord- und Ostdeutschland<sup>58</sup>. Die Vorgeschichtsforschung hat bei den Funden in Schlesien (Sacrau) aus der Zeit um 300 schon „Gegenstände einer feinen, Deutschland bis dahin fremden Kultur“<sup>59</sup> aus diesem von Südosten kommenden Handelsverkehr nachgewiesen. Ähnliche Einfuhrstücke wie in Schlesien sind in Ostpreußen, Pommern und Thüringen gefunden worden. Was früher mitunter von Beutezügen oder Tributzahlungen stammte, wurde jetzt anscheinend einem regelrechten Handel verdankt.

Die Ausfuhr nach dem Südosten muß die Einfuhr von dorthier bald zeitweilig überwogen haben. Denn am Ende des 4. Jahrh. wurde in Byzanz die Goldzahlung an Barbaren bei Handelsgeschäften mit der Todesstrafe bedroht. Wir wissen zwar aus der Handelsgeschichte, wie wenig solche Verbote nützen. Aber dies Verbot war ein Wetterleuchten. Die Goldausfuhr aus dem Balkan muß beträchtlich gewesen sein; denn auch der auffallende Goldreichtum Schwedens im 5. Jahrh. ist auf den Handel mit Südosteuropa zurückzuführen (Montelius). Dadurch gewinnen wir zugleich einen Anhalt für den schon erwähnten Handelsverkehr von Byzanz über die Donau, durch die mährische Senke bis zur Weichsel und der Ostseeküste.

Ob der Antrieb zum damaligen Fernhandel in erster Linie von der sagenhaften Goldgier der Germanen ausging, wie manche, allerdings wohl zweckbestimmte Äußerungen spätantiker Schriftsteller, denen „die Barbaren“ für schlechthin goldhungrig galten, meinen, aber auch das Nibelungenlied fast vermuten lassen möchte, bleibe dahingestellt. Immerhin deuten mehrere Anzeichen auf eine für die Germanen aktive Handelsbilanz mit einem Goldsaldo in Byzanz hin. Eine solche Bilanzliche und spätantike Wirtschaft, i. Ges. Aufsätze, 222) hat auch glaubhaft gemacht, daß „die Germanen mehrfach bei ihren kriegerischen Unternehmungen direkt Rücksicht auf den Handelsverkehr genommen haben“, so z. B. der westgotische König Athanarich (369) deshalb Frieden geschlossen habe und die Römer bei Friedensschlüssen mit den Barbaren handelspolitische Regelungen für den Donauhandel getroffen hätten. Über Barbarenmärkte an der Donau berichtet auch die Vita Severini. (Näheres mit Schrifttumsangabe a. a. O.) — F. Kaphahn, a. a. O. 26. — Eine Kölner Gemeinde der Juden ist seit 321 n. Chr. bezeugt (H. Aubin, Von Raum und Grenzen 27).

<sup>58</sup> F. Kaphahn, a. a. O. 50.

<sup>59</sup> C. Schuchhardt, Vorgeschichte, 315.

aktivität setzt aber einen erweiterten Handelsverkehr voraus. Er kam jetzt schneller zum Anlaufen, weil die germanische Oberschicht seit dem Beginn der fränkischen Zeit und bald auch die Kirche nicht mehr so bedürfnislos waren wie vorher und schließlich die Begegnung mit dem Süden sich in dem Wunsch nach reicherer Bedarfsdeckung allgemeiner auswirkte. Diese gesteigerte Nachfrage nach Verbrauchsgütern war auf die Dauer nur durch einen Aktivhandel zu befriedigen. Als Gegenware konnten die Germanen dem Süden die vor allem auf dem Balkan geschätzten Erzeugnisse ihres Waffenhandwerks anbieten, außerdem Überschüsse aus der Waldarbeit (Pottasche, Wachs, Honig) und die Beute ihrer Jagd, z. B. die auch in Kleinasien hochbewerteten Felle und Pelze.

Es wäre nun ein grober Fehler, wollte man annehmen, der Fernhandel Deutschlands habe sich in der Folgezeit von kleinen Anfängen stetig zu größerem Umfang „entwickelt“. Wir können vielmehr an den Gefügewandlungen des Handels beobachten, daß er wiederholt Einschränkungen erfuhr. Darüber unterrichten uns für die fränkische Zeit die Münz- und Geldverhältnisse. Der frühere Zustrom von Gold aus dem Orient konnte nicht anhalten, weil seit dem Ende des 5. Jahrh. infolge der allgemeinen Bedürfniserweiterung und des zunehmenden Neubedarfs von Hof und Kirche die früheren Austauschverhältnisse sich umkehrten und Deutschland vom Orient mehr abzunehmen begann als es dorthin ausführte. Das dadurch in der Handelsbilanz mit dem Balkan entstehende Passivsaldo konnte von Deutschland bald nicht mehr mit Gold ausgeglichen werden. Dazu reichte der Goldvorrat nicht aus und die Eigenerzeugung von Gold in Deutschland fiel nicht ins Gewicht. Auch die frühere Goldquelle war versiegt, seitdem in der ersten Hälfte die bis dahin reichlich fließenden Soldzahlungen an die römische Besatzungsarmee der Provinzen ebenso eingestellt worden waren wie die Jahreszahlungen, die vorher Rom zur Beruhigung der Grenzbevölkerung gesandt hatte. Gleichzeitig verschwanden die römischen Käufer — Soldaten und Zivilbeamten — vom Markt. Die alten Einnahmequellen versiegten also zur selben Zeit, in der der Handel wegen des gesteigerten Verlangens nach Einfuhrwaren aus dem Orient mehr Gold zur Bezahlung gebraucht hätte.

Die zunehmende und nicht mehr zu beseitigende Goldverknappung wurde schließlich ein wesentlicher Anlaß für den Übergang zur Silberwährung unter Pipin neben anderen Gründen: Unsicherheit des Münzfußes, Verwilderung des Prägerechts, Zunahme der Münzstätten und der Münzer<sup>60</sup>. Der Verzicht auf das Gold seit der Pipinschen Münz-

---

<sup>60</sup> Vgl. Arthur Suhle, Die deutschen Münzen des Mittelalters, Berlin o. J., 19. — Ferdinand Friedensburg, Münzkunde und Geldgeschichte der Einzelstaaten des Mittelalters und der neueren Zeit, München/Berlin 1926, 12.

reform wurde anfangs durch die Erschließung von Silberminen im Poitou während des 8. Jahrh. begünstigt, später durch Gewinnung des erforderlichen Pagaments (Münzgut: Silber und Kupfer) in Deutschland selbst erleichtert. Außerdem konnte man auch auf den seit Jahrhunderten angestauten Silbervorrat zurückgreifen. Die Silbermünze war zur Umlaufmünze des Mittelalters geworden.

Aus der Münzreform läßt sich — und das ist hier entscheidend — auf ein vermehrtes Bedürfnis an Münzgeld für den Binnenhandel infolge der Zunahme des Warenumsatzes schließen. Die ganze Sachlage deutet auf eine solche Verdichtung des Binnenhandels in denselben Jahrhunderten hin, in denen der Außenhandel einschrumpfte. Diese Feststellung widerlegt die alte Annahme einer Stufe geschlossener Hauswirtschaft ebenso wie die Kennzeichnung der Wirtschaft in der Völkerwanderungszeit als Naturalwirtschaft, mag man darunter nun eine tauschlose Wirtschaft (Bruno Hildebrand) oder eine Wirtschaft mit Naturaltausch — Gut gegen Gut — (Karl Bücher) verstehen. Es wäre allerdings verkehrt, in diesem Zusammenhang die beiden Begriffe Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft gegeneinander auszuspielen, zumal auch der Begriff Geldwirtschaft wie der der Naturalwirtschaft unter mehreren Unklarheiten leidet. Man muß sich vielmehr vor Augen halten, daß die Verwendung des Geldes nur in langen Zeiten erlernt worden ist. So überrascht es denn auch nicht, wenn noch bis zur Höhe des Mittelalters naturale Leistungen bei Abgabeverpflichtungen sich erhielten und selbst bei vorangegangener Geldrechnung natural gezahlt werden konnte. Alfons Dopsch hat auf diese Stellvertretung naturaler statt monetärer Zahlung hingewiesen und sie quellenmäßig belegt<sup>61</sup>. Wir finden damit tatsächlich den Schlüssel zu manchen Rätseln, die die Wirtschaftsgeschichte der fränkischen Zeit uns aufgibt. Es führte uns aber von unserer gewählten Aufgabe weg, verfolgten wir hier noch weiter die beim Vordringen des Geldes unterscheidbaren historischen Vorgänge: 1. Messen und Rechnen mit Geld, 2. Zahlen mit Geld und 3. Verwendung von Geld als Sparmittel und Kapital. Die Erörterungen über den Handel in der germanisch-fränkischen Zeit sollten ja vor allem zeigen, wie selbständig die Germanen ihre Wirtschaft auf- und ausbauten, ohne fertige Einrichtungen von den Römern zu übernehmen, daß es aber einer längeren Zeit bedurfte, ehe sie mit den gewandten Kaufleuten des Südens, den Römern sowohl wie mit den Griechen, Syrern und Juden in Wettbewerb treten konnten. Wie viel und wie schnell übrigens die Germanen im Verkehr mit den Römern und den geliebten Orientalen für den Umgang mit Geld gelernt hatten, zeigen bereits einzelne Bestimmungen der Volks-

---

<sup>61</sup> A. Dopsch, *Natural- und Geldwirtschaft in der Weltgeschichte*, Wien 1930, 136.

rechte über Wandlung und Minderung beim Kauf, über Drangeld beim Kaufabschluß usw.<sup>62</sup>.

Die erworbene Kenntnis neuer Handelsgebräuche war wirtschaftsgeschichtlich viel entscheidender als die oft angeführte Nachprägung römischer Münzen. Denn schließlich hatten ja die Kelten und süddeutschen Illyrier schon vor der Begegnung mit den Römern das goldene Münzgeld verwendet. Im übrigen steht es auch bei der Münzfrage so wie bei den anderen Einrichtungen der Wirtschaft, die zum Nachweis einer Kontinuität herangezogen werden: es waren günstigstenfalls Erscheinungen am Rand, sie trafen jedoch nicht den Kern und beeinflussten nicht den Wirtschaftstil. Hieran hatte aber die Ausgestaltung der Handelsbräuche unter südlichem und südöstlichem Einfluß den größeren Anteil.

★

6. Wollen wir den Wirtschaftstil der Übergangszeit vom germanischen Altertum zum Mittelalter erkennen, so bemühen wir uns am besten zuerst um einige Aufschlüsse über die Wirtschaftsgesinnung der Bauern, die den größten Teil der Bevölkerung Germaniens umfaßten, dann der Gewerbetreibenden und der noch an Zahl geringen Händler, um schließlich zu fragen, welche Auswirkungen der Wechsel vom überlieferten Götterglauben zum Christentum auf das Gesamtgebilde des Wirtschaftstils hatte.

Wir betrachten gleichsam die Nachtseite des Wirtschaftstils, wenn wir bei der Lösung der gewählten Aufgabe uns zuerst nach der Gefährdung umschaun, der die überlieferte Wirtschaftsgesinnung der Bauern ausgesetzt war; wir verwenden also den soziologischen Begriff der Gefährdung wie ein heuristisches Mittel. Zwanglos stellt sich da die Frage ein, welche Gefährdung die frühere Dorfgemeinschafts- und -wirtschaftsordnung bedroht hatte. Man wird sie darin finden, daß die mit den Ordnungseinrichtungen verbundene Unterwerfung des Einzelwillens unter den Gemeinschaftswillen wirtschaftlich gelegentlich wohl zur unbeabsichtigten Unterdrückung selbständiger Regungen und Bestrebungen — gerade bei den Tüchtigeren — führte. Denn die den einzelnen verpflichtende Willensbildung der Gemeinschaft mußte die Vorhand behalten, sollte nicht das ganze Ordnungsgefüge zusammenbrechen.

Die Begegnung der Germanen mit dem Süden rückte für das Sozialgefüge diese Gefährdung gerade in dem Zeitpunkt ihrer Agrargeschichte nahe, als sie sich anschickten, das bäuerliche Sondereigen-

<sup>62</sup> Lex Bajuvariorum XVI, 9: „... postquam factum est negotium, non sit mutatum, nisi forte vitium invenerit, quod ille venditor caelavit ...“ — XVI, 10: „Qui arras dederit pro quacumque re, pretium cogatur implere, quod placuit emptori ...“

tum an der Feldflur zu festigen und mit dem Übergang zur Dreifelderwirtschaft neue Wege der landwirtschaftlichen Betriebstechnik zu beschreiten. Dadurch wurde die bisher selbstverständliche Ruhe des Bauern in seinem gewohnten Lebens- und Arbeitsbereich gefährdet. Sein überlieferter Wirtschaftstil des Beharrens auf dem Altüberkommenen wurde schwankend angesichts der neuen Möglichkeiten persönlichen Vorteils bei vermehrter Eigenarbeit und durch die Gegebenheit, auf eigene Faust zu roden und zu kolonisieren und sich somit aus der Dorfgemeinschaft abzusondern. Führte dies wohl auch noch nicht zu einem wirtschaftlichen Individualismus, wie gelegentlich — so von A. Dopsch<sup>63</sup> — behauptet worden ist, so blieb doch eine erste Unsicherheit gegenüber den bisher scheinbar unerschütterlichen Lebensgrundlagen zurück. Der Bauer verfiel einer unsicheren Richtungslosigkeit beim Suchen nach neuen Betätigungsmöglichkeiten für die eben erlangte Freiheit; einzelne griffen gelegentlich auch in fremde oder Gemeinschaftsrechte über, wie z. B. die Strafbestimmungen der Leges gegen Holzschlag in der Allmende zeigen<sup>64</sup>. Mancher wird anfangs unbewußt ausgeglitten sein.

Die Tagseite des bäuerlichen Wirtschaftstils zeigt in der Übergangszeit noch wenig feste Linien. Der erwachende Erwerbsinn des Bauern, genährt von der Aussicht, durch Aufbietung der persönlichen Kräfte irgendwie voranzukommen, stieß außerhalb des eigenen Lebenskreises vorläufig ins Leere. Denn es fehlte ja noch jahrhundertlang die Möglichkeit, Ertragsüberschüsse auf einen Markt zu bringen. Der bäuerliche Erwerbsinn mußte sich also auf eine Steigerung der Verfügungsgewalt in Haus und Hof beschränken. Die damit verbundene Begrenzung des Wirtschaftswillens wurde, kaum daß ihm die ersten Flügel zu selbständigem Aufstieg gewachsen waren, durch eine neue Gefährdung überdeckt. Die seit der Merowingerzeit um sich greifenden Grundherrschaften banden des Bauern persönliche Freiheit, wenn sie auch seine eben errungene wirtschaftliche Freiheit weitgehend unangetastet ließen. Infolgedessen blieb das Wirtschaftsziel des Bauern in unserer Epoche im wesentlichen auf Selbstgenügsamkeit gerichtet, auch im begrenzten persönlichen Bereich. Und die vielleicht empfundene Gefährdung seiner neuen Freibeweglichkeit hat den Bauern dann gegenüber fremdem Zustrom in eine Art Igelstellung gedrängt, in der er seine abwehrbereiten Stacheln nach außen streckte.

Noch deutlicher zeigte sich dieses Verhalten bei den Meisterkünstlern, wie unsere Beobachtungen lehrten. Aber ehe wir daraus weitere Schlußfolgerungen ziehen, müssen wir eine Einschränkung vornehmen. Bisher stand im Vordergrund der Erörterung die führende be-

<sup>63</sup> Wirtschaftsgeist und Individualismus im Frühmittelalter (i. Beitr. II), 176 ff.

<sup>64</sup> Z. B. Lex Bajuvariorum XXII, 2, 4, 6, 7.

rufliche Meisterschaft der Waffen- und Edelschmiede, der Bildner in Ton und Schnitzstoffen. Diese waren sicherlich weltoffener und aufnahmebereiter als die große Masse der bäuerlichen Handwerker. Jene lockerten den überkommenen Wirtschaftsstil, diese bewahrten ihn; jene nahmen gelegentlich Anregungen aus dem Süden und Südosten auf, um sie innerlich zu verarbeiten und zu Eigenem zu gestalten, diese werkten überlieferungsgetreu weiter. Allesamt aber schafften sie um der Leistung willen, aus Freude am Gelingen. Wenn sie nun auch schon öfter ihre Erzeugnisse um einen Preis an andere abgaben, immer stand voran das Bemühen, mit den wirtschaftlichen und technischen Gegebenheiten in ständig verbesserter Weise fertig zu werden. So erscheint uns der Wirtschaftsstil im Gewerbe als ein Sichbescheiden auf das eigene Selbst, als ein Streben nach innerer Befriedigung und seelischer Beruhigung.

Diese seelische Grundstimmung im Gewerbe war die Voraussetzung für den schnellen Aufstieg der Meisterkünstler, deren große Stunde in der Kaiserzeit schlug. Statt langer Ausführungen, die in diesem Zusammenhang nicht am Platze sind, sei nur auf die großen Sakralbauten seit der Ottonenzeit — vornehmlich in Niedersachsen (Gernrode, Hildesheim) und am Rhein (Köln, Speyer) —, auf ihre reiche Ausstattung an kirchlichen Geräten, auf die Leistungen im Schmuck der Bauglieder, auf die architektonische Plastik, die schließlich einen Gipfel in der staufischen Klassik erreichte, hingewiesen. Wie weit entfernt ist dieser Geist schier unerschöpflicher Gestaltungsfähigkeit, der die Meisterkünstler schon vor der Völkerwanderungszeit beseelt hatte, von der Vorstellung eines angeblich dumpfen Dahinlebens der Germanen, von der vermeintlichen Überlegenheit einer überfeinerten, aber innerlich ausgehöhlten Zivilisation der Römer. Die Abwehr hiergegen erwies sich nicht als Schwäche und als Verlust an Möglichkeiten des Fortschritts, sondern fast schon als ein Gewinn an Festigkeit gegen die Gefahr, sich nachahmend zu verlieren.

Eine offene Einbruchsstelle für Zustrom von außen bemerkten wir jedoch bei den Trägern des neuen Händlerberufs um die Mitte des ersten Jahrtausends. Hier äußerte sich „der mächtig in die Extreme ausschlagende Rhythmus der germanischen Wesensart“<sup>65</sup>, den wir auch in den politischen Unternehmungen der Völkerwanderung erkennen können. Wer am Handel teilhatte — wobei wir nicht nur an die zuerst noch wenigen germanischen Händler, sondern ebenso an weitere Kreise der gelegentlichen Geschäftemacher, später sogar an den niederen Weltklerus zu denken haben —, kostete von der gefährlichen Frucht der Gewinnerzielung, die die Handelsumsätze versprachen. Es

---

<sup>65</sup> F. Kaphahn, a. a. O. 208.



war anfangs — etwa im 4. bis 5. Jahrh. — nicht belanglos, daß der Handelsbetrieb den Germanen von Landfremden nahegebracht wurde, von den gewiß solideren, in festen Rechtsformen denkenden Römern wie von den Griechen, Syrern und Juden. Denn allesamt verleitete bei dem damaligen Fremdenrecht der dem moralischen Empfinden abträgliche Gedanke, im germanischen Fremdland — was damals soviel wie händlerisches Feindland bedeutete — ungehemmt einem rücksichtslosen Gewinnstreben die Zügel schießen lassen zu dürfen<sup>66</sup>. Gab es vorher in Deutschland im allgemeinen nur einen Austausch bei annähernd gleich beteiligter Gegenseitigkeit, ein Aus- und Einhängen der individuell bewerteten Güter, so gingen nun die Fremdhändler ausschließlich auf Gewinnerzielung aus. Der Stil des deutschen Handels wurde anfangs durch den Mangel an sittlicher Festigkeit der noch unerprobten Handelsbräuche bedroht. Die ersten Blätter der jungen Handelsgeschichte Deutschlands zeugen bis zur Höhe des Mittelalters davon.

Eine gewisse Sicherheit für die Ausbildung eines neuen Wirtschaftstils lag während der germanisch-fränkischen Zeit außer in den gelegentlich bezogenen Igelstellungen in dem Nachinnengerichtetsein des Denkens. Dieses Denken spiegelt sich auch in den Epen der Heldenzeit; ihnen fehlt noch der Blick für das große Weltgeschehen, und sie berichten deshalb nicht geschichtliche Tatsachen, sondern erzählen nur vom seelischen Verhalten ihrer Menschen unter dem Wechsel der Erlebnisse<sup>67</sup>. Und die darstellende Kunst spricht noch in der Karolingerzeit — z. B. in den Bilderhandschriften — vor allem von der Stärke und Tiefe des Innenlebens<sup>68</sup>.

Aus diesem Nachinnengerichtetsein erklärt sich auch der Mangel an festen Maßstäben im frühen Fernhandel der Deutschen, der fast den Eindruck hinterläßt, als ob die Kaufleute in die neuen Möglichkeiten der Gewinnerzielung gleichsam hineingestolpert sind, ohne den geschärften Blick zur Unterscheidung von Gut und Böse im Geschäftsleben zu besitzen. Aber das dahinterstehende frühe Reichtumstreben will schließlich mit den Augen jener Zeit gesehen sein. Im allgemeinen war damals in Deutschland die Ausnutzung von Vermögen noch begrenzt und Reichtumsmehrung bedeutete — wie ja auch nach dem

<sup>66</sup> Lujo Brentano, *Die Anfänge des modernen Kapitalismus* (1913), abgedr. i. *Der wirtschaftende Mensch i. d. Geschichte*, Leipzig 1923, 223.

<sup>67</sup> Hermann Schneider, *Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung*, Heidelberg 1943, 12.

<sup>68</sup> Karl-Heinz Clasen, *Die Überwindung des Bösen, Ein Beitrag zur Ikonographie des frühen Mittelalters*, i. *Worringer-Festschrift*, Königsberg 1943, 18 — W. Worringer, *Formprobleme* 35 — Ders., *Abstraktion* 99/100 — W. Pinder, a. a. O. 91, 132.

Sprachgebrauch Reichtum und Macht sinnverwandt waren — vorwiegend Steigerung des persönlichen Ansehens durch Erweiterung der Verfügungsgewalt oder m. a. W. Vergrößerung der persönlichen Leistungsmöglichkeit<sup>69</sup>. Und dabei darf dann nicht übersehen werden, daß sich die neuen deutschen Fernhändler von der Masse der bäuerlichen Bevölkerung abzusondern begannen und hier und da in die unbeschwertere Luft des Hoflebens aufstiegen. Von dort mag — nicht gerade zur Stärkung ihrer noch ungefestigten Wirtschaftsmoral — ihr Gewinnstreben unterstützt worden sein, weil es sie befähigte, als Geldgeber wertvolle Dienste zu leisten. In dieser Eigenschaft haben die Händler wohl mit den für die gleiche Aufgabe geeignet erscheinenden Edelschmieden zusammengewirkt. Allesamt blieben sie aber noch so gering an Zahl, daß sie als Träger einer neuen Wirtschaftsgesinnung nur die ersten Breschen in den Wall der überlieferten Anschauungen schlagen konnten.

An diesem Punkt unseres Versuchs, den Wirtschaftstil beim Übergang vom Altertum zum Mittelalter zu erkennen, erhebt sich die naheliegende Frage, ob die Einführung des Christentums in Deutschland tiefgehend genug war, um die noch unklaren und z. T. auseinanderstrebenden Regungen der neuen Wirtschaftsgesinnung beim Bauern und Handwerker sowohl wie beim Händler zu einem einheitlichen Stil zusammenzuschweißen.

Die Meinungsverschiedenheiten, die über Kultur und Wirtschaft der Germanen bestehen, wiederholen sich bei der soziologischen Wertung der Christianisierung. Sie beginnen schon bei der Klärung der Beweggründe für die Annahme des Christentums. Etwas klarer lernt man sehen, wenn man sich der Denkformen Walter Baetkes<sup>70</sup> bedient, der das Begriffspaar: äußere Annahme und innere Aufnahme fruchtbringend verwendet. Von diesem Standpunkt aus muß man die Auffassung, das Christentum habe in Deutschland über den alten germanischen Götterglauben wegen dessen geringer Tiefe verhältnismäßig schnell obgesiegt (J. Haller), ablehnen. Dem widerspricht schon die Tatsache, daß sich alte germanische Glaubensvorstellungen noch jahrhundertlang neben der Christenlehre erhielten, wie u. a. die ge-

---

<sup>69</sup> Vgl. Bruno Kuske, Das mittelalterliche deutsche Reich in seinen wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen, i. Vjschr. f. Soz.- u. Wirtsch.gesch. XXXV, 1942, 302: Das allgemeine Ansehen des Händlers — nicht Krämers — „war nicht so sehr im Reichtum begründet, wie der Begriff ‚reich‘ zunächst Führerfunktionen und persönlichen Einfluß und nicht Sachvermögen besagte, so wie parallel zu ihm sein Gegenteil ‚arm‘ Abhängigkeit und eine kleine Existenz ausdrückte“.

<sup>70</sup> Die Aufnahme des Christentums durch die Germanen, i. Welt als Gesch. IX, 1943, 143.

rade damals entstehende Fülle der Märcen und Sagen beweist. Auch der Vergleich mit der Ausbreitung des Christentums im römischen Reich ist unzutreffend. Dort nahm es seinen Weg von unten nach oben, in Deutschland dagegen war es umgekehrt. Hier wurden anfangs nicht Seelen gewonnen, sondern wurde eine neue Kirche aus politischen Gründen eingeführt. Das zeigte sich schon beim Übertritt Chlodovechs zum Christentum, und auch später arbeiteten die Missionare mit der politischen Führung zusammen<sup>71</sup>. Darum war mit der Annahme des neuen Bekenntnisses nicht immer und unmittelbar ein völliger Glaubenswandel verbunden.

Die zögernde innere Aufnahme der Christenlehre ist wohl im wesentlichen darin begründet, daß den Germanen der Gedanke an Erlösung fremd war und sie nach dem alten Götterglauben sich überhaupt nicht erlösungsbedürftig im Sinne der Erbsünde fühlten. Das Christentum mußte zuvor germanisiert<sup>72</sup> und dann schrittweise eingedeutscht werden. Seine Festigkeit und seine die Seelen führende Innerlichkeit wurde daher erst im späteren Mittelalter von den Gläubigen erkämpft und selbständig errungen.

Hält man sich diesen langsamen Werdegang der Christianisierung Deutschlands vor Augen, dann wird die geringe Anfangswirkung der neuen Lehre auf den Wandel der Weltanschauung und den Wirtschaftstil verständlich. Die Tätigkeit des Bauern und ländlichen Handwerkers war in der germanisch-fränkischen und im Anfang der Kaiserzeit noch durch magische Vorstellungen beeinflußt. Die der Natur eng verbundene Landarbeit konnte den alten Väterglauben an die Macht und das Wirken der Naturgewalten nicht missen, und der Bauer wollte auf die damit verbundenen Bräuche und Heiltumshandlungen nicht verzichten. In einer merkwürdigen Verschmelzung hielt sich so das Germanische unter dem kirchlichen Überwurf als Symbol auch noch in dem eingedeutschten Christentum, als Sage und Märchen bis in die

---

<sup>71</sup> Das. 149 — Hans-Walter Klewitz, *Germanisches Erbe im fränkischen und deutschen Königtum*, i. Welt a. Gesch., VII, 1941, 205: „Es darf nicht vergessen werden, daß die Christianisierung der Franken erst eine langsame, Jahrhunderte währende Folge von Chlodowigs Taufe gewesen ist, die allzu leicht der Anschauung Vorschub leistet, als ob das fränkische Reich als ein christliches ins geschichtliche Leben eingetreten wäre. Das war es nur in einem sehr äußerlichen Sinn.“ — H. Pirenne (a. a. O. 129) weist darauf hin, daß „die Gesellschaft nach der Völkerwanderung die der davorliegenden Zeit genau fortsetzt: ihr vom Laienelement bestimmtes Wesen. Mag die der Kirche bezeugte Hochachtung noch so groß und ihr Einfluß noch so bedeutend sein, sie dringt dennoch nicht ins Staatsgefüge ein“. — Vgl. auch F. Kapahn, a. a. O. 171.

<sup>72</sup> Nach Ulrich Stutz (*Eigenkirche*, 25) „ist das konsolidierte Bistum der Gegenwart im wesentlichen ein Werk des Germanentums“.

Neuzeit. Wie bei einem Palimpsest schimmerten die germanischen Urlaute durch die Bibelworte durch. Bis zur innerlichen Aufnahme des Christentums, bis zum Aufkommen einer tieferen Frömmigkeit in der Mystik erschöpfte sich deshalb das Christsein beinahe in der äußerlichen Zugehörigkeit zur Kirche als der Verwalterin der Gnadenmittel. Darum konnte die christliche Lehre auch auf die Wirtschaftsgesinnung der Händler keinen stärkeren Einfluß ausüben, obwohl es seit den Kirchenvätern nicht an erzieherischen Belehrungen über das Verhalten im Wirtschaftsleben gefehlt hat.

Die Lehren der Bibel von der Gefährlichkeit des Reichtums für die Seele, eine Lehre, die schon der Hl. Hieronymus *durum et contra naturam* genannt hatte, die gelegentlichen Bemerkungen Christi zu seinen Jüngern und die Hinweise in der Apostelgeschichte und den Briefen des Paulus waren von den Kirchenvätern zu Regeln des Sein-sollens und Sichverhaltens im Wirtschaftsleben zusammengefaßt worden<sup>73</sup>. Bedenkt man jedoch, daß die Kirchenväter unter dem Eindruck der unerfreulichen Zustände in Rom und Karthago ihre Ermahnungen geschrieben hatten, so leuchtet ein, daß diese Lehren bei dem ganz anderen Wirtschaftsgefüge und Wirtschaftsdenken in Deutschland auf geringes Verständnis stießen. Vom Ackerbau und Gewerbe, den in Rom fast verachteten und meistens Sklaven überlassenen Tätigkeiten, verkündeten die Kirchenväter, daß zwar der erstere eine Gott wohlgefällige Arbeit sei, das Gewerbe ihm nicht mißfalle, der Handel dagegen als verwerflich und verderblich verurteilt werden müsse. Denn jeder Handelsgewinn sei einem andern abgenommen. *Nullus Christianus debet esse mercator, aut si voluerit esse, projiciatur de ecclesia Dei!* Tertullian, der „unerträgliche Rigorosit“, verurteilte sogar den Handel, selbst wenn er sich mit dem Zuschlag der aufgewendeten Betriebskosten zum Preise begnüge.

Eine unüberbrückbare Kluft bestand also zwischen den patristischen Lehren, die von Columban u. a. zur Verbreitung und Nacheiferung auch in Deutschland anempfohlen wurden, und der wirtschaftlichen Wirklichkeit daselbst. Denn hier wurden im Gegensatz zu der römischen Denkweise Ackerbau und Handwerk mit innerlicher Anteilnahme und völliger Hingabe betrieben. Und die entstehenden geistlichen Grundherrschaften erhöhten sogar noch das Ansehen und die Wertschätzung wirtschaftlicher Arbeit durch ihre Mitarbeit beim Aufbau klösterlicher Gutswirtschaften. Denn auch die Mönche konnten nicht wie die Lilien auf dem Felde leben. Und der Hl. Benedikt hatte sogar ausdrücklich die Forderung aufgestellt, die Klöster sollten sich

---

<sup>73</sup> Vgl. L. Brentano, *Die wirtschaftlichen Lehren des christlichen Altertums*, i. Der wirtsch. Mensch, a. a. O. 77 ff.

selbst durch eigene Arbeit erhalten: *omnia necessaria intra monasterium exercentur*. Gezwungen, sich in die vorhandene Wirtschaftsordnung einzufügen, widerstanden jedoch die Weltkleriker nicht einmal der Versuchung, am Handel teilzunehmen. Bischöfe widmeten sogar ihr besonderes Augenmerk der Einrichtung von Märkten und der Beaufsichtigung und Regelung des Handelsverkehrs<sup>74</sup>, bedienten sich auch der Märkte zum Verkauf ihrer überschüssigen Naturaleinnahmen und griffen schließlich schon früh in die Münzprägung ein.

Die Hinwendung der Geistlichen zu solch irdischen Dingen veranlaßte denn auch Karl d. Gr., den Weltklerus in mehreren Capitularien auf seine wichtigeren Pflichten als Seelsorger hinzuweisen und auf seine bessere Vorbildung zu dringen; in der *admonitio generalis* z. B. verlangte er theologische Mindestkenntnisse — Vaterunser und Glaubensbekenntnis — sowie Abschwörung des Aberglaubens. Gleichsam als oberster Kirchenfürst wies er auch die Laien auf die Lehren der Bibel hin und war außerdem bemüht, Mißstände im Wirtschaftsleben wie Preistreibereien aus Habsucht unter Ausnutzung von Notlagen, wucherisches Zinsnehmen und jede Unredlichkeit zu bekämpfen<sup>75</sup>.

Das Verhalten der Kirche und ihrer Geistlichkeit erleichterte den neuen Christgläubigen das Auskommen mit ihnen und ihren Lehren. Das Samenkorn der neuen Weltanschauung reifte erst zu einer späten Frucht auf dem Stamm der Laienfrömmigkeit. Die Annahme des Christentums hatte also keineswegs die alte Wirtschaftsgesinnung zerbrochen, um etwas völlig Neues an ihre Stelle zu setzen, sondern nur eine langsame Umbildung eingeleitet. Ein fast unmerkliches Hinübergleiten vom Alten zum Neuen hub an; es endete in einer Umwandlung der Überlieferung zu einer bewußten Verinnerlichung. Ursprung und Zustrom fanden ein neues Flußbett.

Der Wandel in der Wirtschaftsgesinnung, der sich in der hier allerdings nur angedeuteten Auseinandersetzung mit der neuen Weltanschauung erkennen ließ, zeigt dasselbe wechselvolle Kräftespiel zwischen Ursprung und Zustrom wie deren Verschmelzung in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel. Wirtschaftsziel und Wirtschaftswillen formten zögernd den neuen Wirtschaftstil. Wir könnten uns hier

---

<sup>74</sup> Karl Voigt, *Staat und Kirche*, Stuttgart 1936, 327: „Ganz allgemein hatte schon Pipin als Hausmeier den Bischöfen die Sorge für die regelmäßige Abhaltung von Märkten und für richtige Maße übertragen . . . Es ist dazu zu beachten, daß man in fränkischer Zeit die Frage des gerechten Maßes und Gewichtes zum großen Teile von dem Gesichtspunkte biblischer Gebote aus betrachtete.“

<sup>75</sup> Das. 322, 329 — Stellenlese der Capitularien ebenda — A. Dopsch, *Wirtschaftsgeist*, a. a. O. 179/180 — L. Brentano, *Handel und Kapitalismus*, i. *Der wirtsch. Mensch*, a. a. O. 315.

noch zuletzt des von den Physiokraten gern gebrauchten Vergleichs der Wirtschaft eines Volkes mit einem Baum erinnern und ihn für uns folgendermaßen erweitern: Wurzeln und Stamm blieben unverändert, aber der Zustrom brachte neue Zweige und Blüten hervor, deren Früchte erst im späteren Mittelalter ausreifen.

Angesichts der Notwendigkeit, in der Wirtschaft Deutschlands beim Übergang vom Altertum zum Mittelalter zwischen Ursprung und Zustrom zu scheiden — um zu erkennen, nicht um zu werten! — hat die verallgemeinernde Frage nach der Kontinuität an Bedeutung verloren.